Ruth Eder

Die Glocken von Kronstadt

Ein Siebenbürgen-Roman

EDITION Noack & Block

Ruth Eder
Die Glocken von Kronstadt

Ruth Eder

Die Glocken von Kronstadt

Ein Siebenbürgen-Roman

EDITION
Noack & Block

Umschlagabbildung: Doppelporträt von Hans Eder, Maler, mit Frau Ida, Kronstadt

Die Rede zum Honterus-Fest übernahmen wir aus Adolf Meschendörfer: Honterusfest in Kronstadt. Aus: »Siebenbürger Deutschtum«. Langen-Müller-Verlag, München 1937.

ISBN 978-3-86813-092-8

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Für meine Tochter Martyna und meine Großeltern

Weidenbach 1913

Es wurde allmählich Frühling in Siebenbürgen. Morgens lag noch feiner Reif auf den Wiesen, in einigen Mulden des Hügellandes hielten sich gelbliche Schneeflecken. Aber über Mittag war die Luft schon sanft, und die Vögel wärmten ihre schmal gewordenen, roten und gelben Brüste in den Hecken. Die Triebe der Pflanzen wurden mit jedem Tag Frühlingssonne praller. Im Morgengrauen lauschten die Menschen dem ersten, zögernden Vogelgezwitscher und wußten, daß die strenge Stille des Winters vorüber war. In Weidenbach hatte das Tauwetter die lehmige Dorfstraße wie jedes Jahr in Morast verwandelt. Über den matschigen Pfützen bildete sich nachts noch eine dünne Eisschicht. Die Dorfbuben, die die Büffelherde mittags schon manchmal an den Bach hinaustrieben, freuten sich, wenn das Eis unter ihren groben, dick eingewachsten Schnürstiefeln leise knisternd nachgab.

Das Dorf erwachte aus der Winterruhe.

Dann und wann kamen die alten Bäuerinnen mit ihren schwarzen Kopftüchern aus den Häusern hervor und setzten sich für ein paar Minuten auf eine der verwitterten Holzbänke, die neben den mächtigen Rundbögen der Hofeinfahrten links und rechts entlang der Straße standen.

Sie hatten dabei die alte Kirchenburg vor Augen, die das Dorf überragte und seinen Bewohnern seit Jahrhunderten Schutz bot. Dicht neben der Kirche lag das Pfarrhaus, wuchtig, efeuumrankt wie die Mauer des Gotteshauses.

Alles war so, wie es immer gewesen war. Nichts deutete in diesem südöstlichen Winkel Europas darauf hin, daß es draußen in der Welt brodelte, daß das Habsburger Reich, zu dessen

Kronländern Siebenbürgen seit langer Zeit zählte, seinem Untergang entgegenging. Die Zeitenwende des Ersten Weltkriegs stand bevor. Es wurde Frühling, und die Felder mußten bestellt werden. Das allein zählte in Weidenbach.

Im Pfarrhaus war es still.

Es war Samstag. Der alte Pfarrer bereitete seine Predigt vor. Er wollte dabei keinesfalls gestört werden. So war es immer gehalten worden. Pfarrer Fabritius saß in seiner Studierstube im ersten Stock am Biedermeiersekretär. Wie fast alle Möbel im Haus, hatte ihn ein Vorfahre, der – wie es hieß – Kunstschreiner gewesen war, angefertigt. Der Pfarrer war ein eher zierlicher, sich sehr aufrecht haltender Mann um die Sechzig, dessen weißes, feines, jedoch dichtes Haar und dessen ebenfalls weißer Vollbart kurz gestutzt waren. Sein kantiges, auffallend gutgeschnittenes Gesicht mit den ernsten, dunklen Augen stach, wenn er sonntags auf der Kanzel der Kirchenburg stand, entschieden von denen seiner Schäfchen ab. Blauäugig, semmelblond und rotbackig saßen die Männer in ihren reichbestickten Kirchenpelzen, die Frauen in ihren üppigen, gebauschten Trachten da.

»Du bist nicht bei der Sache«, tadelte sich der Pfarrer. Anders als sonst, ließ seine Laune an diesem Samstag zu wünschen übrig. Für gewöhnlich liebte er diese stillen Vormittage, an denen er ohne Hast arbeiten und sein Thema für den Sonntag formulieren konnte. Er liebte es auch, wenn gegen Mittag allmählich die Düfte des Essens durchs Haus zogen, das seine Frau, Kathi und seine Tochter Ida zubereiteten. Ida.

Sie würde nicht mehr lang zu Hause sein.

Er würde samstags zum Mittagessen die Treppe hinuntersteigen, und sie würde nicht mehr da sein.

Dem Pfarrer wurde es zu warm. Der Geruch von Hendl stieg ihm in die Nase. Er störte ihn plötzlich. Er hatte wegen des feierlichen Anlasses, der heute bevorstand, bereits seine Amtstracht, den pelzbesetzten, plissierten Talar sächsischer Pfarrer angelegt, der aussah wie ein Rittermantel.

Er hatte nicht erwartet, daß es heute schon so frühlingshaft warm werden würde. Er verbot es sich, den Talar kurz abzulegen. Der Besuch konnte jeden Augenblick eintreffen. Er war es schließlich gewohnt, streng und ernst seine Pflicht zu tun, seit er vor vielen Jahren nach dem Studium in Tübingen wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, um seine erste Pfarrstelle zu übernehmen. Unerbittliches Pflichtgefühl war das Korsett, das ihn zugleich stützte und einengte.

Der Pfarrer mußte sich eingestehen, daß er der Aufwartung seines künftigen Schwiegersohnes mit äußerst gemischten Gefühlen entgegensah. »Du willst ja nur deine Tochter nicht hergeben, alter Egoist«, sagte er sich. »Schäm dich …« Er beschloß, am Sonntag eine Predigt über die Gefahren der Ichsucht zu halten. Wenn nur dieser Johannes Greysing bürgerlichen Maßstäben wenigstens ein bißchen gerechter würde!

Bodenständig, eigensinnig und solide, wie die meisten Siebenbürger Sachsen waren, hätte er sich eigentlich einen anderen Mann für seine Jüngste gewünscht. Andererseits war Ida bereits vierundzwanzig, und die Tatsache, daß ihr Auserwählter zwar bedauerlicherweise Künstler, aber immerhin Abkömmling einer angesehenen und vermögenden Kronstädter Familie sowie alleiniger Eigentümer eines mehrstöckigen Hauses am Marktplatz der Stadt zu sein schien, stimmte den Pfarrer einigermaßen versöhnlich.

»Dieser Mensch fällt in jeder Hinsicht aus dem Rahmen«, sagte er sich mit Unbehagen. Plötzlich schmunzelte er. Er wußte

nur zu genau, daß ihm keiner gut genug für seine Jüngste gewesen wäre. Nun würde sie also mit diesem Greysing weggehen …

Einem Maler.

Wer weiß wohin. Es hieß, er reise gern um die Welt, habe jahrelang im Ausland gelebt.

In der Beurteilung seines künftigen Schwiegersohnes stimmte der Pfarrer, ohne es zu ahnen, aufs Haar mit derjenigen von Johannes Greysing sen., Vater des aufstrebenden Künstlers und Direktor der ehrwürdigen Kronstädter Allgemeinen Sparkassa überein: Ein »Sachs«, so viel war gewiß, malte höchstens in seiner Freizeit, die ihm ein ordentliches und einträgliches Berufsleben ließ.

Der Pfarrer klappte seine in Schweinsleder gebundene Bibel über dem in siebenbürgischen Farben gestickten Lesezeichen, das ihm Ida vor langer Zeit in der Schule angefertigt hatte, zusammen. Sein Blick fiel auf sein rubinrotes, mit silbernen Eichenblättern verziertes Studentenkäppi, das, inzwischen ziemlich ausgebleicht, schon immer auf seinem Schreibtisch lag. Dann seufzte Pfarrer Fabritius, richtete sich kerzengerade auf und stieg langsam die in der Mitte ausgetretene, frisch gescheuerte Holztreppe hinunter.

»*Wo bleift der Besach…* wo bleibt denn der Besuch?« fragte er unwirsch in die Küche hinein. Er verfiel dabei in die Mundart seiner Heimat, die seine Vorfahren vor achthundert Jahren aus der Luxemburger Gegend mitgebracht hatten.

»*Hi wit schi kun …* er wird schon noch kommen«, konterte seine Frau unbeeindruckt.

Die Pfarrerin war gerade damit beschäftigt, mit Kathi, der hübschen, schwarzgelockten Szeklerin, besonders sorgfältig das Essen herzurichten, und ließ sich nicht gern in die Töpfe schauen. Die Küche war ihr Reich. Besuchern wurde im Pfarrhaus

immer ordentlich aufgewartet, das war bekannt, aber in diesem Fall gab sich die Pfarrerin besondere Mühe. Die speckgefüllten Hendl waren soweit, daß sie, sobald der offizielle Teil des Besuches ausgestanden war, serviert werden konnten, Gemüse, Krebssuppe, im Hendlsaft gegarte Kartoffeln, Nockerl, Baumstriezel und Gebäck waren ebenfalls vorbereitet. Der Kokelthaler Weiße stand auf einem Silbertablett, der Flaschenöffner und die guten Kristallgläser griffbereit. Kathi hatte eine frische, weiße Bluse an, unter den roten, bauschigen Röcken lugten weiße, gestärkte Unterröcke hervor. Die Pfarrerin war zufrieden.

Die Pfarrerin streifte ihren Mann mit einem Blick. Sie wußte, daß er sich vor dem Tag fürchtete, an dem Ida das Haus verlassen würde. Ihr würde es genauso gehen. Doch sie hatte den Mann, den Ida vom ersten Augenblick an geliebt hatte, mit deren Augen zu sehen versucht. Sie würde den Schmerz des Vaters teilen, aber ebenso das Glück des Kindes.

Idas künftigem Mann mußte heute ordentlich aufgewartet werden.

»*Dat de mer en uch urentlich emfehst* … daß du ihn mir auch ordentlich empfängst«, ermahnte sie ihren Mann. Sie sah den Mann, den ihr letztes noch zu Hause lebendes Kind liebte und heiraten würde, bereits mit den Augen der Tochter. Die Pfarrerin war zwar nie eine Schönheit gewesen, aber sie wußte, daß sie als Hausfrau, Pfarrerin und vierfache Mutter immer eine untadelige Figur abgegeben hatte und daß ihr Mann dies zu schätzen wußte. Er selbst war immer ein gutaussehender Mann gewesen, aber was bedeutete das im Grunde schon?

»Eine deutsche Pfarrfrau am äußersten Rand des christlichen Abendlandes hat nicht hübsch zu sein, sondern ihre Pflicht zu tun«, hatte Fabritius einmal gesagt. Mit den Jahren, das schien er schon bei der Hochzeit gewußt zu haben, hatte er ihr Äuße-

res immer weniger, ihre innere Schönheit jedoch immer klarer wahrgenommen. Leider war nur die Jüngste in ihrem Aussehen nach dem Vater geraten.

»*Wo stächt des Känd iverhift* … wo steckt das Kind überhaupt?« hörte sie ihren Mann sagen. Er klang gereizt, wie immer, wenn er nervös war. »Schließlich geht es ja heute um sie.«

»Hier ist sie«, erwiderte Ida und verschwand in der Küche.

In den meisten deutschen Häusern Siebenbürgens bildete die Küche den Mittelpunkt des Familienlebens. Hier wurde erzählt, geklatscht, gelacht und geweint. Hier wurden Entscheidungen gefällt oder auch zurückgenommen. Ein riesiger, holzgefeuerter Herd verbreitete Wärme, es roch nach Essen, nach Leben. In der Mitte des großen, anheimelnd dämmrigen Raums mit dem rauhen, gescheuerten Holzfußboden stand ein schwerer, roher Arbeitstisch aus Holz. Auf ihm wurde Fleisch geschnitten, Hähnchen gefüllt, Teig ausgerollt, waren früher Schularbeiten gemacht worden und hatten die Kinder nicht selten Kathi beim Essen Gesellschaft geleistet. Ida lächelte, als sie daran dachte, wie sie und auch ihre Geschwister viel lieber mit Kathi in der Küche gesessen hatten als mit den Eltern nebenan in dem vornehmen Speisezimmer.

Ida fing einen arglos bewundernden Blick Kathis auf. Ursprünglich war sie auf Wunsch ihrer Familie für ein Jahr ins Pfarrhaus gekommen, um dort Lebensart und vielleicht auch ein wenig Deutsch zu lernen. Jetzt war sie, Jahre später, immer noch da, half der Pfarrerin beim Kochen, wusch ab, putzte, besorgte den Pfarrgarten, fütterte die Hühner und sprach immer noch kein Deutsch. Alle fanden es einfacher, mit ihr Ungarisch, die offizielle Landessprache, zu sprechen.

Kathi hatte sich oft gewundert, daß das *kisaçzony,* das »Fräulein«, wie sie Ida nannte, nicht schon längst unter der Haube

war. An interessierten jungen Herren hatte es bei den Kränzchen im Pfarrhaus nie gefehlt. Dafür sorgten schon die zwei älteren Brüder des Fräuleins. Aber das Fräulein war für keinen zu erwärmen gewesen.

Daß bei solchen Anlässen mitunter der eine oder andere fesche Studiosus kurzfristig bei Kathi hängengeblieben war, darüber wurde in einem Pfarrhaus selbstverständlich hinweggesehen.

Ida Fabritius war zierlich, wirkte aber größer, als sie war, was vermutlich an ihrer mächtigen Stimme, aber ebenso an ihrer aparten, fremdländischen Schönheit lag. Alles an ihr war dunkel, die Stimme, das seidenzarte, hüftlange Haar und die übergroßen, aufmerksamen Augen. Ihr Gesicht war fast dreieckig, Kinn und Nase ausgeprägt, aber weich, die hohen Backenknochen gingen von zarthäutigen Schläfen in eine runde, hohe Stirn über. Das Mädchen unterstrich das Dunkle, Geheimnisvolle ihrer Erscheinung, indem sie mit Vorliebe dunkle Farben, vor allem Schwarz trug. Auch heute hatte sie ein schwarzes Kleid gewählt, mit hohem, eng am Hals anliegenden Kragen, einem weitgeschnittenen Oberteil mit runden, kleinen Silberknöpfen und passender, dünner Silberkette. Der Rock war schmal geschnitten und knöchellang. Unter dem Saum lugten schwarze lederne Knöpfstiefelchen hervor. Sie trug ihr weiches, ebenholzfarbenes Haar in der Mitte gescheitelt, an den Seiten über den Ohren wellig gebauscht und an ihrem schönen, außergewöhnlich hohen Hinterkopf locker aufgesteckt. Sie bewegte sich mit einer auffallend gelassenen Anmut. Ihre Erscheinung sollte einen Stammtischbruder von Johannes Greysing aus dem Kronstädter Literatencafé später einmal zu der äußerst treffenden Bemerkung inspirieren: »Sie hat Augen wie rumänischer

Bernstein, tiefbraun, mit kleinen, goldenen Lichtern darin, und einen Gang wie ein junger Indianer.«

Der alte Pfarrer sah seine Tochter an und versuchte sich vorzustellen, wie es im Pfarrhaus ohne sie sein würde. Auf einmal erschien ihm dieser Maler noch unseriöser. »Ich möcht nur wissen, ob dieser Greysing überhaupt auf Dauer eine Familie wird ernähren können«, sagte er in einem Ton, den er mitunter auf der Kanzel anschlug. Sofort bereute er, diesen Satz nicht lediglich gedacht zu haben. Daß Töchter weggeheiratet wurden, war nun einmal der Lauf der Welt. Er gestand sich ein, daß es ihn weniger geschmerzt hatte, als Lilly, die ältere Tochter, ihren Gutsverwalter aus Deutschland nahm und das Haus verließ. Von den beiden Söhnen hatte er sich ohnehin schon viel früher gelöst. Ob alle Väter mehr an ihren Töchtern, besonders an der Jüngsten hingen?

Pfarrer Fabritius hörte durch seine Gedanken hindurch die Stimme seiner Frau. Wie gewöhnlich sprang sie, die Glucke, dem letzten ihrer Küken bei. Sie sagte irgend etwas wie »Aber Tata …«, wobei sie die bei den Sachsen übliche rumänische Form von Papa benutzte, und dann das Übliche über die allseits angesehene Greysingsche Familie. Er hatte es schon hundertmal gehört.

Pferdegetrappel riß ihn aus seinen Gedanken. Es kam von der Straße her.

»Er kommt.«

Ida wurde blaß.

Kutschenräder drehten sich im Matsch. »Brrrrr«, beschwichtigte der Kutscher die Pferde. Dann fiel ein Wagenschlag zu.

Ida spürte ihren Herzschlag in der Kehle. Es war ihr, als könnte sie jeden Augenblick Schluckauf bekommen. »Nur das nicht«, dachte sie. »Nur jetzt das nicht, lieber Gott!«

Wie sollte sie sich benehmen? Sie hatte keine Ahnung. Wie trat man dem Mann entgegen, mit dem man sein ganzes Leben verbringen wollte? Sie hatte ihn vor kurzem erst mit ihrem Bruder Hermann auf einem Kostümfest in Kronstadt getroffen.

Er war tatsächlich gekommen. Er würde bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten.

Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Er hatte mit ihr doch nur auf den großen Faschingsball in der Kronstädter Redoute gehen wollen. Ihr Vater hatte es nicht erlaubt. »So etwas geht vielleicht in Paris, aber nicht bei uns in Siebenbürgen«, hatte Tata nur gesagt.

»Dann verloben wir uns eben«, hatte Johannes lachend gemeint.

Ihr hatte das Herz geklopft.

Und nun war er tatsächlich da.

Er war es gewohnt, seinen Kopf durchzusetzen.

Ihr Hals und ihr Gesicht prickelten. Ihr war heiß. Lampenfieber dachte sie. Wie eine Schauspielerin vor der Premiere. Nur daß es für dieses Stück keine Proben gegeben hatte. Ihre Hände wurden feucht. Es kam ihr vor, als ob sie an viel zu langen Armen unbeholfen und kalt herabhingen. »Na servus, so wirst du ihm ja wunderbar gefallen«, dachte sie grimmig und unterdrückte den Impuls, hysterisch loszukichern. Er überkam sie meist, wenn es die Situation absolut verbot. Tata konnte von manchen Predigten her ein Lied davon singen.

Tata! Er hatte so traurig ausgesehen.

Johannes würde sie mitnehmen. Sie liebte ihn und doch …

Draußen auf der Straße johlten die Dorfbuben. Sicher standen sie schon um die Kutsche herum. Die Buben bekamen ja auch nicht jeden Tag den Lebensstil eines Johannes Greysing vorgeführt. Stolz machte sich in ihr breit. Und plötzlich wilde, jubelnde Freude. Johannes!

Dieser faszinierende Mann war gerade erst aus der Welt gekommen, aus Paris, aus Brügge, aus München. Zehn Jahre war er weg gewesen. Und jetzt kam er nach Weidenbach, um sie, die Tochter des Dorfpfarrers, zu holen. Johannes, der alles war, der alles hatte. Gutes Aussehen, Begabung, Intelligenz, Bildung, Stil, Sensibilität. Er wußte es. Er wußte es nur zu gut.

Ida wurde ganz ruhig. Sie würde diesem Mann ihr ganzes Leben zu Füßen legen. Langsam, versunken, ging sie hinter ihrem Vater her in den Garten, dem Gast entgegen. Der Himmel war bedeckt, die Luft schon mild. Auf dem Kiesweg, der um ein kleines, grasbewachsenes Rondell führte, das im Sommer von bunten Blumen überquoll, jetzt aber bräunlich und unscheinbar aussah, verwestes, glitschiges Laub. Die Obstbäume neben dem Haus reckten ihre noch kahlen, aber schon knospenbesetzten Äste über die ziegelgedeckte, massive Mauer des Pfarrgartens. Ida lächelte ruhig und froh. »Sie recken sich genauso, wie ich Johannes zustrebe«, dachte sie versonnen.

Sie schaute sich um. Mutter und Kathi waren in der Tür ihres Elternhauses stehengeblieben. Kathis dunkle Augen lugten neugierig hinter der Pfarrerin hervor. Ach, Mamas vertrautes, geliebtes Gesicht. Ida umfaßte das alte Pfarrhaus, den Garten, die Mauer, die Eltern mit einem Blick, in dem Liebe und Wehmut lag. Sie würde nicht mehr lange hier leben …

Ida war am Zaun stehengeblieben. Ihr Herz klopfte. Das Lachen und Kreischen der Dorfkinder, die tatsächlich den lack-

schwarzen, eleganten Jagdwagen umringten, verstummte. Dann steigerte es sich mit einem Mal zu frenetischem Geschrei.

Wo war Johannes?

»*Der bies Bäffel kit, der bies Büffel kit,* der böse Büffel kommt!« Die Kinder kreischten und stoben auseinander. Da sah sie Johannes stehen.

Mitten auf der Dorfstraße, an den Jagdwagen gelehnt, großgewachsen, blond und ungemein elegant im schwarzgrauen Cut und Zylinder.

Mit zusammengekniffenen Augen, in denen Spott lag, beobachtete er die träge dahinschaukelnde Büffelherde, die sich offenbar schon im Dorfbach gesuhlt hatte. Die Tiere fielen in schweren Galopp. Atemlos beobachtete Ida, wie sich eine dieser lehmverschmierten, schwarzen Urgestalten, denen die nach hinten gebogenen Hörner ein noch verwegeneres Aussehen gaben, aus der Herde löste und direkt auf Johannes zukam. Es war das Leittier, der böse Büffel. Sie wußte wie alle im Dorf, daß er gefährlich war, wenn ihm etwas Ungewohntes begegnete. Der Spott war aus Johannes' Augen gewichen.

Die Erde schien unter den Hufen der gewaltigen Tiere zu beben. Der Büffel schnaubte, griff an …

Ida schrie auf.

»Joi«, hörte sie Kathi in der Haustür jammern, »joi.«

Mit einer gewaltigen Flanke rettete sich Johannes Greysing über den Zaun des Pfarrgartens. Der Büffel donnerte an ihm vorüber und zertrampelte den Habig-Zylinder, der im Matsch liegenblieb.

Johannes richtete sich auf, kam die wenigen Schritte auf die entsetzte Pfarrersfamilie zu, korrigierte mit einer knappen Bewegung den Sitz seiner Fliege und lächelte. Leise Belustigung war in seine glitzernden Augen zurückgekehrt.

»Küß die Hand«, sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit und beugte sich über die Hand der sprachlosen Ida. Und zu ihrem Vater gewandt: »Darf ich mir erlauben, Herr Pfarrer, Ihnen meine Aufwartung zu machen …«

Diese Geschichte pflegte das Ehepaar Greysing später oft und gern bei geselligen Anlässen zum Besten zu geben. Sie sollte den sechsjährigen Nachkommen schließlich zu der Bemerkung veranlassen: »Ohne den Büffel hätte er es sich vielleicht noch einmal überlegt, und es würde mich gar nicht geben …«

Die beiden Herren zogen sich ins Studierzimmer im ersten Stock zurück.

Johannes Greysing, immer um sorgsam inszenierte Auftritte bemüht, fühlte sich erbärmlich. Er war, gelinde gesagt, nicht ganz so einwandfrei ausstaffiert, wie er es schätzte, ja er war sogar, wie er es insgeheim nannte, ziemlich »derangiert«. Wie haarklein hatte er sich doch seine Ankunft und seine wohlgesetzten Worte diesem zwar ehrwürdigen, jedoch reichlich provinziellen Pfaffen gegenüber zurechtgelegt. Jetzt hatte ausgerechnet ein dummes Vieh den blendenden Eindruck, mit dem er gedacht hatte, den Alten zu überfahren, zunichte gemacht. Johannes war ziemlich gehemmt, auch wenn er es sich nicht anmerken ließ. Er ahnte nicht, daß gerade seine Unsicherheit und Verwirrung weit sympathischer auf den Menschenkenner Fabritius wirkten, als seine üblicherweise zur Schau gestellte, stets ein wenig überhebliche Attitüde es je vermocht hätte.

Die beiden Männer kamen rasch zur Sache.

»Und Sie meinen tatsächlich, mit ihrem doch etwas unsicheren Beruf … Sie verstehen, was ich meine, lieber Greysing …« sagte der Pfarrer.

Johannes holte aus der Brusttasche seines Cuts ein silbernes Zigarettenetui hervor.

»Sie rauchen?«

»Nein danke.«

»Ist es erlaubt?«

»Aber selbstredend, junger Freund.«

»Nun, ich kann Ihnen versichern, Herr Pfarrer, daß Ihre Bedenken völlig überflüssig sind. Immerhin kann ich über ein mehrstöckiges Haus auf der Kornzeile in Kronstadt frei verfügen, so daß eine standesgemäße Lebensführung Ihres Fräulein Tochter …«

»Ich verstehe. Das stellt immerhin eine beachtliche Reserve dar, für den Fall, daß …«

Der alte Pfarrer räusperte sich. Das Gespräch schien eine erfreuliche Wendung zu nehmen.

»Na dann, meinen Segen haben Sie … Gott befohlen.«

Die Männer schüttelten sich, gleichermaßen peinlich berührt und erleichtert, die Hand.

Wenig später standen Ida und Johannes endlich allein unter dem alten Nußbaum im Pfarrgarten. Sie waren ganz still. Erst jetzt wußten sie, was mit ihnen geschehen war. Sie hatten diesen Schritt so unüberlegt und impulsiv getan. Aber jetzt fühlten sie, das es gut war.

»Laß uns bald heiraten und unsere Hochzeitsreise nach Konstantinopel machen«, sagte Johannes leise. Er konnte sich nicht erinnern, wann er sich das letzte Mal so restlos glücklich gefühlt hatte. Er stand dicht neben Ida, aber es erschien ihm unpassend, sie zu berühren.

»Ich könnte das mit einer Malreise verbinden und dort viele lichte Farben verbrauchen …«, murmelte er dicht über ihrem duftenden, schimmerndem Haar.

Ida schwieg. Sie wagte kaum zu atmen.

»Stell dir nur vor, Idalein, das goldene Horn am Bosporus … ich freue mich wie ein Kind!«

Ida schwieg noch immer. Sie wußte, das dies der schönste Frühling ihres Lebens sein würde.

Broos 1914

Es war Krieg. Kaum einer hatte die Anzeichen wahrgenommen. Selbst als das österreichische Thronfolgerpaar in Sarajewo ermordet worden war, hatte man noch am Glauben an einen lokalen Konflikt innerhalb der zwar morschen, aber im Grunde doch unerschütterlichen Habsburger Monarchie festgehalten. Niemand hatte sich diesen Weltkrieg vorstellen können.

Die »schöne Malvine«, wie sie allgemein genannt wurde, fühlte sich durch die weltgeschichtlichen Ereignisse zunächst nur insofern tangiert, als sie etwas früher als vorgesehen das höhere Töchterinstitut in Genf, wo sie in der Kunst gehobener Lebensführung unterwiesen worden war, verließ, um in ihr Heimatstädtchen Broos am östlichen Rand der Donaumonarchie zurückzukehren.

Daß das alte Reich und somit die Lebensgrundlage ihrer Familie dem Untergang geweiht waren, ahnten weder sie noch ihr Bruder Rudi, studierter Agronom und passionierter Dandy, der sie in einem Salonabteil des Orient-Expreß aus der großen Welt nach Hause ins ferne Siebenbürgen zurückbegleitete. Malvine liebte es, in der Welt herumzugondeln, wobei gelegentlich ein »Fräulein«, zumeist aber irgendein teures Internat über ihre Jungfräulichkeit wachte. Bereits mit fünfzehn Jahren, kurz nach dem für Mädchen durchaus üblichen Schulabschluß, hatte sie den Wunsch geäußert, ihre Erziehung im Ausland zu vervollkommnen. Sie wurde daraufhin ein Jahr in das renommierte Pensionat »Weißer Hirsch« in Dresden geschickt. Gleich im Anschluß an Genf war ein Aufenthalt in einem selbstverständlich erstklassigen britischen Mädchenpensionat vorgesehen

gewesen, um ihre Erziehung zur künftigen Gattin eines Angehörigen der siebenbürgischen Finanzwelt abzurunden. Ein Bierfabrikant aus dem nahen Hermannstadt stand auch bereit, man munkelte sogar schon von einer Verlobung. Malvine äußerte sich dazu nicht.

Aus der Englandreise wurde nichts, aber Malvine schien sich nicht allzuviel daraus zu machen: Sie ging in der für sie typischen, pragmatischen Art zur Tagesordnung über.

Ihr Vater, der »reiche Sartori«, wie er in der Stadt genannt wurde, Großgrundbesitzer und Spirituosenfabrikant, war mit der Ausbildung seiner jüngsten Tochter überaus zufrieden. Sie besaß nun den gesellschaftlichen Schliff, der ihm, dem gleichermaßen grobschlächtigen wie lebenstüchtigen Sohn eines Gerbermeisters, der seine Felle noch am Mühlenbach gewässert hatte, immer abgegangen war. Malvines Unternehmungslust, die sie von ihm geerbt hatte, kam dem Vater sehr entgegen. Der Gedanke jedoch, sie ebenso studieren zu lassen wie ihre beiden älteren Brüder, lag ihm genauso fern wie Malvine selbst. Aber Malvine hatte noch einen weiteren Grund, weshalb es sie nicht zu Hause hielt: Sie floh vor der bedrückenden Atmosphäre, die immer stärker von dem Alkoholkonsum ihres Vaters geprägt wurde. Ihre drei älteren Geschwister schienen unter dem auch im Suff noch mit einer schon legendären Nase für einträgliche Geschäfte gesegneten Vater weit weniger zu leiden, gewannen ihm im Gegenteil sogar liebenswert komische Seiten ab. So erinnerte eine Nichte Malvines Jahre später die Situation eher heiter: »Wenn sich der Otata besoffen hat, mußten wir mit Töpfen und Deckeln Radau machen, damit ihn die Leute nicht hörten.«

In Genf war Malvine in der Kunst unterwiesen worden, erlesene Tafelrunden zusammenzustellen, sich elegant zu bewegen, zu kleiden und Konversation zu machen, hauchdünne

Petit-Point-Stickereien anzufertigen sowie standesgemäß mit Hauspersonal umzugehen. »Fermez la porte«, pflegte sie noch sehr viel später, als sie längst kein Hauspersonal mehr hatte, zu Angehörigen der Familie zu sagen. Ihr Ton, wiewohl äußerst verbindlich, schien die Möglichkeit einer Weigerung des so Angesprochenen nicht einmal in Betracht zu ziehen. Hatte sie als Greisin einen Wunsch, hob sie, in Ermangelung des melodischen Tischglöckchens von damals, ihren Stock, um mit dem Knauf unüberhörbar an die Wand neben ihrem Bett zu bollern, worauf unweigerlich irgendein Familienmitglied alles stehen und liegen ließ und zu ihr eilte, um schließlich für eine kleine, meist ganz unwichtige Handreichung ein graziös geflötetes »Thank you very much« zu ernten.

Die Mobilmachung in der kleinen Garnisonsstadt wurde zum Volksfest. Auf dem sonnenüberfluteten Corso, der mittelalterlichen Häuserzeile am Marktplatz, und auf der »Schießstätte«, dem Park, flanierten, noch etwas schneidiger als sonst, die Husarenoffiziere. Ihre Säbel klirrten auf dem alten Kopfsteinpflaster. Mit möglichst elegantem Schwung hatte das rechte Bein der Waffe auszuweichen. Diese Bewegung galt als besonders flott. Die meisten k. u. k. Husare in den tressenbesetzten, graublauen Uniformen mit hohem Kragen trugen Silbersporen an den von ihren Burschen täglich blankpolierten Stiefeln. Man hörte das Klirren von weitem, bevor noch der Hauch von Chipre und Juchten ihrer feudalen Anwesenheit vorauseilte.

Die »schöne Malvine« war, wie andere junge Damen der Brooser Gesellschaft, vom örtlichen Frauenverein gebeten worden, an einer Sammlung zu Gunsten des zweifellos schon in Bälde siegreichen Heeres teilzunehmen. Künstliche Blumen, Veilchen, Margeriten und Rosen aus zarten Stoffen wurden hübsch

in Körbchen arrangiert und sollten von den jungen Damen zu stattlichen Preisen verkauft werden. Dieses Unternehmen hatte – da waren sich die Mütter der Mädchen insgeheim einig – den schönen Nebeneffekt, daß die jungen Damen, durchweg im heiratsfähigen Alter, unter die Leute kamen, während sie einer guten und patriotischen Sache dienten.

Malvine machte sich also, sorgfältig »adjustiert«, wie sie ihr ganzes Leben lang sagte, an einem lichterfüllten, trockenheißen Augusttag auf den Weg, holte um die Ecke ihre beste Freundin Gerda ab und schlenderte mit ihr die schmale, leicht ansteigende, kopfsteingepflasterte Gasse von ihrem Elternhaus zum Marktplatz hinauf. Malvine genoß diesen »Ausgang«, es war der erste seit ihrer Rückkehr aus Genf. Sie sah »ihre Straße« noch mit fremden Augen. Links und rechts der Straße lagen die Häuser ihrer Großeltern, die alte, jetzt umgebaute Gerberei, die Häuser ihrer Onkeln, Tanten und bereits verheirateten älteren Geschwister. »Eigentlich hocken wir hier wie die Hühner auf der Stange, so Wand an Wand«, dachte sie. Merkwürdig, bisher war ihr das gar nicht aufgefallen. Aber das kam durch die lange Abwesenheit.

Die ebenerdigen, in die Breite gebauten Wohnhäuser schlossen mit einer für die Bauweise der Deutschen in diesem Land typischen, schmucklosen Mauer zur Straße hin ab. Große, hölzerne Rundbogentore bildeten den Zugang zu den Innenhöfen, dort wo sich das eigentliche Leben der Häuser entfaltete. Malvine erkannte an diesen Häusern plötzlich das Wesen ihres alten Kolonistenvolkes: gedeckt und solide, biedere Farben, erbsengrün, rostbraun, braunbeige, die Häusermauern nach außen abweisend und schmucklos.

»Genauso leben wir Siebenbürger Sachsen auch, wir bleiben am liebsten unter uns«, dachte Malvine. Aber sie kannte

auch die andere Seite der Mauer, das Innenleben dieser Häuser und Menschen. Sie kannte die freundlichen, lichten Innenhöfe mit großem Baum in der Mitte, sah die Gartenmöbel und Hängematten vor sich, sah Kinder spielen, Hunde und Katzen tollen. Der Salon in ihrem Elternhaus fiel ihr ein: ein großer, heller Raum, mit hellblauem, schimmerndem Samt überzogene Jugendstilmöbel, die riesige Kredenz voll edlem Geschirr und alten, funkelnden Gläsern, Bilder in schweren Rahmen.

Malvine und Gerda kamen am Haus von Sissi, Malvines zwei Jahre älterer Schwester, vorbei. Das Haus war anders als die übrigen in dieser Straße. Es paßte zu Sissi. Im ersten Stock ging ein fein geschwungener Balkon mit ziseliertem Schmiedeeisengitter, der Malvine an den Balkon in »Romeo und Julia« erinnerte, auf die Straße hinaus. Bereits seit längerem war Sissi die Ehefrau des weit älteren Rektors ihrer früheren Schule, des örtlichen ungarischen Lyzeums, sowie Mutter dreier Kinder. Auch heute saß sie wieder auf dem Balkon und beobachtete die vor dem Haus vorbeiflanierenden Husarenoffiziere.

»Ich weiß nicht, was sie an diesem alten Knacker gefressen hatte«, sagte Malvine halb zu sich, halb zu Gerda.

»Tja, Malvin«, flötete diese, »er war halt ihr Rektor und hat sich in sie verliebt. Welches Schulmädel von vierzehn könnte da widerstehen.« Die sonst meist wortkarge Gerda war bei ihrem Lieblingsthema angelangt.

Die Mädchen winkten zum Balkon hinauf. Neidlos bemerkte Sissi, wie hübsch ihre kleine Schwester aussah, und wie gut den Mädchen die Körbchen mit den bunten Stoffblumen standen. Wie gern wäre sie mitgegangen!

»Er muß schon irgendwas gehabt haben«, setzte Malvine im Weitergehen die Unterhaltung mit Gerda fort, »denn sonst hätte Sissi nicht so lange um ihn gekämpft.«

Malvine hatte nur zu gut die Kräche in ihrem Elternhaus in Erinnerung, als sich Sissi der Heirat mit einem vom Vater auserkorenen ungarischen Grafen widersetzte und statt dessen darauf bestand, diesen braven, farblosen und vor allem unvermögenden Werner Schneider zu ehelichen. Vier Jahre Verlobungszeit hatte es gekostet, bis Sissi, die zwar gutmütig und freundlich, aber auch willensstark und stur wie der Vater sein konnte, Frau Rektor geworden war.

»Das hat sie nun davon«, dachte Malvine laut, »jetzt hockt sie auf dem Balkon und schaut den Husaren nach.«

»Wenn sie nicht gerade ihren Kindern den Hintern abwischt,« ergänzte Gerda. Sie verschwieg dabei, daß sich der ebenfalls um vieles ältere Regimentskommandeur der Stadt seit neuestem für sie interessierte. »Eine Partie«, hatte ihr Vater gesagt.

Dachte sie an das Leben, das ihre sanfte Mutter und jetzt auch ihre lebensvolle Schwester führten, war Malvine sich sicher, daß es mit der Ehe für sie noch Zeit hatte, obgleich sie bereits über einundzwanzig war.

Ihr Leben lang der Macht und guten Geschäften zugeneigt, war sie mehr, als sie es wahrhaben wollte, nach dem Vater geraten.

Friedrich Sartori war der unangefochtene Herrscher der weitläufigen Sartori-Familie. Er hatte das Sagen auf den zwei riesigen Mustergütern der Familie, eins in Simeria, ein Weingut in der Nähe von Mediasch, in der Spiritus- und Likörfabrik, in den Ochsenmästereien, auf den Kukuruzfeldern und in den vierundsechzig Trinkstuben der Umgebung, die zum Unternehmen »Gebrüder Friedrich Sartori« gehörten.

Dafür, das mußte man ihm lassen, arbeitete er auch hart. Malvine wußte, daß ihr Vater jeden Tag um vier Uhr aufstand,

anschließend in den Fabriken, angetan mit einem »Blauen Anton«, das Schnapsbrennen und die Likörherstellung überwachte, wobei er immer nüchtern blieb. Malvine erinnerte sich an den Fabrikhof, wo in einem breiten Brunnen das »Geschläbber«, die beim Schnapsbrennen vom Kukuruz zurückgebliebene Maische, aufbewahrt wurde, die sich die Dorfbewohner mit Karren abholen kamen. Das übrige Geschläbber floß über Leitungen von der Fabrik direkt in die Krippen der nebenan liegenden Mastochsenstallungen. Die Tiere wiederum pflegte der Alte sehr gewinnbringend in Wien und Budapest loszuschlagen.

Malvine dachte nicht ohne Stolz an die familieneigene Schmiede und die Stallungen für die Pferde, mit denen jeden Morgen Wein und Schnaps in die Trinkstuben geliefert wurden, und an die Emailleschüsselchen, die unter den Fässern in der Likörfabrik standen, aus denen man als Kind so gern mit dem Finger gekostet hatte. Der Meister hatte sie und ihre Geschwister damals schon wie Erwachsene behandelt. Mit Ehrerbietung fast. Malvine vor allem hatte das immer genossen.

Nach getaner Arbeit zog es den Alten jedoch zum täglichen Frühschoppen ins »Café Eisenburger«, wo er mitunter von einer Militärkapelle mit dem »Fritz-Sartori-Marsch« begrüßt wurde. Hier sprach er immer reichlich dem Champagner zu und spendierte etliche Lokalrunden. Gegen Nachmittag verließ er dann das Lokal, gestützt auf einen herbeigewunkenen Polizisten, der ihn für ein Goldstück nach Hause zu begleiten hatte. Die Familie hatte mit dem Mittagessen auf den Patriarchen zu warten. Malvine haßte ihn dafür, besonders wenn er beim Hereinkommen schon von der Mutter einen Seidel Bier verlangte.

»Gebrüder Friedrich Sartori« stand übrigens mehr oder weniger pro forma auf dem Firmenschild, denn Malvines Vater

hatte ohne jede Rücksicht seinen weniger energischen Bruder Karl, der ihn einmal in jungen Jahren um zwei Fuhren Korn betrogen haben soll, zum äußerst stillen Teilhaber degradiert. Die beiden Brüder waren sich, wie zahlreiche Sartori-Söhne vor und auch nach ihnen, spinnefeind. Von einem Vorfahren erzählte man sich sogar, er habe bei einem Streit um ein Mädchen seinen Bruder mitten auf dem Tanzboden erschlagen und sei dann nach Polen geflüchtet.

Selbstmord, Totschlag, Alkoholexzesse, man traute jedenfalls der Sippe in dem biederen Städtchen Broos allerhand zu. Besonders über den alten Sartori, Unikum, Finanzgenie und Trunkenbold, waren zahlreiche Anekdoten im Umlauf.

Malvine fühlte sich heute ausgesprochen wohl. Sie wußte, daß sie gut angezogen war. »Eine elegante Erscheinung«, hätte sie über eine junge Dame im selben zartgelben Leinenkostüm mit Schößchen, dessen schmaler Rock in Kniehöhe glockig aufsprang, gesagt. Malvine hatte es sich vor ihrer etwas überstürzten Abreise von Genf mit ein paar anderen Sachen schnell noch nach der neuesten Mode machen lassen. Die Farbe betonte ihren südländischen Teint, die runden, beinahe schwarzen Augen und das starke, dunkelbraune Haar, das sich drahtig anfühlte wie eine Pferdemähne. Sie war eher klein, aber kräftig gebaut und immer schon etwas rundlich gewesen. Auf ihre schmale Taille jedoch war sie besonders stolz.

»Du bist aber fesch«, hatte Gerda vorhin gesagt, aber ihr Lächeln war, wie Malvines immer sehr direkter Blick befriedigt konstatierte, dabei nicht ganz aufrichtig gewesen. Gerda war einundzwanzig wie Malvine und stand mit ihr seit der Schulzeit in uneingestandenem Wettstreit. Daß Gerda, wenn es nach ihrem Vater ginge, mit dem Regimentskommandeur bereits

so gut wie verlobt war, gab ihr einen Vorsprung, der nicht von der Hand zu weisen war. Vorerst jedoch sollte die Partie mit strengster Diskretion behandelt werden.

Die Mädchen bogen auf den Marktplatz ein, wo ein paar Damen des Frauenvereins bereits unter einem großen Sonnenschirm einen mit buntem Kreppapier dekorierten Stand eröffnet hatten und Baumstriezel verkauften.

Malvine spürte, wie der Anblick der ringförmigen, warmen Kuchen, die man zum Essen über einen Arm stülpte, ihren Appetit anregte. Sie aß ausgesprochen gern, hatte jedoch gerade ein ausgedehntes zweites Frühstück hinter sich und außerdem wegen des Körbchens keinen Arm frei. Es war gegen Mittag, und die Sonne hatte den Marktplatz schon so stark aufgeheizt, daß jeder nach Schatten suchte. Nur vor dem Kuchenstand lungerten auf dem warmen Pflaster ein paar Zigeunerkinder herum. Sie waren barfuß, unsagbar schmutzig, zerlumpt, aber bunt gekleidet und von aparter Schönheit. Den barschen Versuchen der Frauenvereins-Damen, sie vom Stand fortzuscheuchen, widerstanden sie mit Ausdauer und Gelassenheit.

Malvine stolzierte mit ihrem resoluten, ein wenig schweren Gang an dem Stand vorbei, nicht ohne die Damen, zumeist Mütter ihrer alten Schulfreundinnen, mit der in Genf erlernten, wohldosierten Mischung aus Charme und Herablassung zu grüßen. Sie trat mit den Absätzen ihrer zierlichen Schnürstiefeletten so kräftig auf, daß man sie von weitem kommen hörte.

»*Glifstde, dat mer hät as Blämen los bekun* … was glaubst du, werden wir heute unsere Blumen los?« wandte sie sich ihrer Freundin zu. Gerda antwortete nicht, ließ dann aber ein schrill quiekendes »Joi, Malvin, schau dir den an!« vernehmen.

Auf die beiden Mädchen kam, daran konnte jetzt kein Zweifel mehr sein, ein gutaussehender Husarenoffizier zu. Er klirrte

mit den Silbersporen, vollführte die bewährte flotte Bewegung mit dem rechten Bein, um dem Säbel auszuweichen, und roch nach Chipre oder vielleicht auch nach Juchten, Malvine war sich da nicht ganz sicher. Allerdings hatte er die Mütze um einiges schräger auf als die anderen und auch, als es das Reglement erlaubte. Das Auffallendste an diesem jungen Mann waren seine Augen: Sie standen leicht schräg, waren von dunklen, dichten Wimpern umgeben, was ihnen den Anschein gab, mit einem feinen Strich umrandet zu sein, und waren von intensivem, ganz hellen und sehnsüchtigen Blau.

»Was halten 'S davon, gnädiges Fräulein Sartori, wenn ich Ihnen gleich alle Blumen auf einmal abkauf?« fragte er mit jener lässigen Zackigkeit, die Generationen von k. u. k. Offizieren vor ihm bereits zu einem Stilmittel kultiviert hatten und die zu diesem bereits von Kindesbeinen an auf der Kadettenanstalt vorgeformten Menschentypus gehörte wie makellose Handschuhe und Tressen.

Leutnant Ossi war ein Mann der Tat. Er wartete keine Antwort der verblüfften Malvine ab, sondern salutierte mit der genau richtig dosierten Mischung von Knappheit, Energie und Eleganz, warf mehrere Kronen ins Körbchen, schlug andeutungsweise die Hacken zusammen und nahm die Stoffblumen an sich. Dabei sah er Malvine mit seinen auffallenden Augen eine Spur zu frech ins Gesicht.

Sie ärgerte sich über ihre Befangenheit. Was fiel dem Kerl ein? Aber fesch war er, das mußte man ihm lassen. Schlank, blond, vielleicht ein bißchen schmächtig, aber nicht übel.

»Nicht übel«, dachte auch Ossi. Er hatte irgendwo gehört, daß ihre Mutter ein italienisches Blumenmädchen gewesen war, bevor sie der reiche Sartori geheiratet hatte. Konnte stimmen. *»Merci, Monsieur, c'est très gentil«,* sagte Malvine von oben he-

rab, um schnell ihre eben erst erworbenen Französischkenntnisse an den Mann zu bringen, und ging weiter, ohne Ossi noch eines Blickes zu würdigen.

»Was, du bist schon fertig?« hörte sie hinter sich die Stimme ihrer Busenfreundin. Ihr Erstaunen war gespielt. Malvine schwenkte das leere Körbchen und wußte, daß Gerda die Szene mit dem Leutnant sehr wohl beobachtet hatte, um sie beim nächsten Kränzchen *en détail* – auch Gerda war in einem Genfer Pensionat gewesen – zum besten zu geben.

»Na stell dir vor, der Leutnant hat mir alle Blumen auf einmal abgekauft«, ging sie auf das Spielchen ein.

»Nicht sag! Der Leutnant Held? Paß auf, wenn das keine Eroberung ist …«

»Ach geh mir weg mit dem …«

»Du wirst schon sehen, er hat angebissen …«

»Das ist mir doch alles eins«, schloß Malvine das Geplänkel schroff ab.

In der Stadt hieß es später, es hätte im Zusammenhang mit dem Leutnant und der schönen Malvine eine Wette gegeben. Der erst vor kurzem und gegen seinen Willen in das kleine, verschlafene Garnisonsstädtchen versetzte Leutnant soll sich dem Vernehmen nach über die gerade aus Genf zurückgekehrte Malvine erkundigt haben. Seine Regimentskameraden sollen ihm von der eingebildeten Schönheit abgeraten haben: »Schlag dir die aus dem Kopf, die hat noch allen einen Korb gegeben, die wird auch dich abblitzen lassen.«

Überdies sprach man bei den Kränzchen des Frauenvereins davon, selbstverständlich nur in Abwesenheit der Familie Sartori, daß Malvine doch schon so gut wie oder gar bereits verlobt sei mit einem reichen Bierfabrikanten aus der Nachbarstadt.

Oder hatte sie sich gerade entlobt? Den Sartoris sähe so etwas wieder einmal ähnlich. Genaueres wußte niemand.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache mit der geplatzten Verlobung so, daß sich Malvine – bis zu ihrem Tode halsstarrig und stolz – dem ausdrücklichen Wunsch ihres despotischen Vaters widersetzte: Sie weigerte sich schlankweg, den zwar standesgemäßen, aber völlig unansehnlichen, dicken Bierbrauer zum Manne zu nehmen. Die Verlobung mußte – was dem alten Sartori sehr peinlich war, denn es handelte sich bei dem verschmähten Verlobten um einen wichtigen Geschäftspartner – gelöst und die Hochzeit abgeblasen werden.

Friedrich Sartori war nicht bewußt, daß es seine eigene Sturheit und derbe Lebenskraft waren, die ihm seine Jüngste da entgegensetzte. Sie war ihm weit ähnlicher als die drei anderen, die alle älter, vernünftiger und nachgiebiger waren. Malvine setzte zwar ihren Kopf durch, doch blieb an der Sache mit der Verlobung eine gewisse Peinlichkeit hängen, ein *haut goût,* wie man zu sagen pflegte.

Noch Jahre später, sie hatte längst die Heirat mit dem blauäugigen, aber unvermögenden Leutnant ertrotzt, vermochte sie der unverhoffte Anblick des Zurückgewiesenen in Verwirrung zu stürzen: Als sie einmal, inzwischen bereits zweifache Mutter, mit ihrem Lieblingskind, dem blondgelockten Sohn, auf einer Bank im Stadtpark saß, sah sie plötzlich jenen Bierfabrikanten, dessen Namen sie niemals erwähnte, auf sich zukommen. »Plötzlich«, erinnerte sich der Sohn, als seine Locken längst schon grau waren, »wurde Mama zu meinem maßlosen Erstaunen knallrot im Gesicht. So hatte ich sie noch nie gesehen.« »Schau weg, schau weg«, zischte sie ganz aufgeregt, »der darf uns nicht sehen! Mit dem war ich einmal verlobt!«

Malvine hatte die Sache mit den Blumen fast vergessen. Es machten ihr schließlich eine beachtliche Anzahl dieser Husarenoffiziere den Hof, denn sie war hübsch und außerdem eine glänzende Partie.

Da wurde in der Stadt bekannt, daß das in Broos stationierte k. u. k. Regiment an die Front verlegt werden würde.

Bevölkerung und Regiment reagierten auf den Marschbefehl in Richtung Osten mit Freude, Stolz und Siegesgewißheit. Man war sich sicher, Gott auf seiner Seite zu haben, ein Irrglaube, der von hohen Militärs, Politikern und Pfarrern eifrig gefördert und auch geteilt wurde.

Die Verabschiedung der künftigen Helden sollte in der kleinen Provinzstadt, die sonst nicht allzuviel Abwechslung zu bieten hatte, deshalb auch mit großem Aufwand als unvergeßliches Ereignis begangen werden.

Der große Tag war gekommen.

Die Bevölkerung des Städtchens war nahezu vollzählig am festlich geschmückten Bahnhof erschienen. Schon Tage vorher hatte man bunte Girlanden aufgehängt, Blumenschmuck und Standarten mit dem Doppeladler malerisch arrangiert, Siegesparolen angebracht und vor allem Fahnen, Fahnen, Fahnen.

Festlich gekleidet fand man sich am Bahnsteig ein, die Damen in aufwendigen Sommertoiletten, die Herren in feierlich ernstem Schwarz oder Silbergrau. Der Zug stand schon zur Abfahrt bereit. Niemand rechnete jedoch hierzulande ernsthaft mit Pünktlichkeit. Durch die Menge ging ein Raunen, als Compagnie auf Compagnie Aufstellung nahm und mit Waffen, Sturmgepäck, Tornistern und anderem Kriegsgerät die Abteile stürmte. Auf dem Nebengleis stand ein Kriegszug, der mit Kanonen, Trainwagen und Lastern beladen war. Die blumengeschmückten Soldaten jubelten, sangen und winkten aus den

Fenstern. Manche nahmen noch schnell und verstohlen Abschied von ihren Frauen oder den Eltern. Ein junger Soldat mit einem scheuen Bubengesicht klammerte sich, während er sich aus dem Zugfenster beugte, an die Hände seiner Mutter, einer Bäuerin. Beide weinten. Dann wandte sich der Bub hastig ab, wischte sich übers Gesicht und verschwand wortlos im Inneren des Zuges. Dies war schließlich ein Freudentag.

Die Militär-Blaskapelle spielte, dem feierlichen Anlaß angemessen, beinahe fehlerfrei Marschmusik. Gerade war sie, was ihrem begrenzten Repertoire entsprach, zum zweiten Mal beim Radetzkymarsch angelangt, als Malvine Sartori zusammen mit Gerda in deren Equipage am Bahnhof eintraf. Malvine kutschierte und dirigierte die Pferde sehr energisch so nahe wie möglich an den Bahnsteig und die Menschenmenge heran. Dies erregte durchaus das gewünschte Aufsehen. Malvine hatte keine Lust gehabt, wie die übrige Sartori-Sippe brav am Bahnsteig zu warten, und war deshalb mit Gerda nachgekommen. Gerda war gerade erst in aller Eile mit dem Kommandeur des abrückenden Regiments verheiratet worden. Dadurch bekam das Erscheinen der beiden jungen Damen zusätzliche Bedeutung, die vor allem Malvine genoß. Doch der unansehnliche, dicke und, wie sie einmal mehr feststellte, auch noch glatzköpfige Oberst hatte selbst als Flitterwöchner nur Augen für seine Soldaten und sorgte sich höchstens um das Konzept seiner genau ausgearbeiteten Rede, die er kurz vor Abfahrt des Zuges zu halten beabsichtigte. Er schob den zerknitterten Zettel von einer Rocktasche in die andere, warf hin und wieder erschrockene Blicke darauf und bewegte dabei eifrig memorierend die wulstigen Lippen.

Unwillkürlich verglich Malvine Gerdas fetten Oberst mit dem feschen Leutnant Ossi Held, den sie erst gestern noch zufällig auf der Promenade getroffen hatte.

»*Tsokolom…* küß die Hand, gnädiges Fräulein. Ihre schönen Blumen hab ich noch immer«, hatte er gesagt und die behandschuhte Rechte mit einer, zugegeben, äußerst eleganten Bewegung an die Mütze geführt.

» … und Ihr Geld ist schon längst in die Kriegskasse gewandert«, hatte Malvine unnötig patzig geantwortet. Etwas Schlagfertigeres war ihr leider nicht eingefallen. »Ich bin schon wieder befangen«, dachte sie, »sonst bin ich doch nicht so auf den Mund gefallen …«

»Geh, kommen'S doch morgen auch auf den Bahnhof zum Abschied«, hatte sie diesen Kerl schmeicheln hören. Seine Stimme war für einen Berufssoldaten ungewöhnlich sanft und etwas belegt.

»Vielleicht, vielleicht aber auch nicht«, hatte sie ihm schnippisch beschieden. Sein Blick aber hatte sie noch verlegener gemacht. Wo war er überhaupt? Er mußte sich doch hier irgendwo am Bahnsteig herumtreiben. Aber die Offiziere sahen in ihren Uniformen alle gleich aus.

Malvine war überrascht, wie schnell ihre Augen Ossi in der Menge entdeckten. Er stand mit einer Gruppe seiner Kameraden unschlüssig und irgendwie verloren auf dem Perron. Er hatte bei aller Forschheit etwas Hilfsbedürftiges, das sie anrührte.

Die Trillerpfeife des Stationsvorstehers riß Malvine aus ihren Gedanken. Wie anderentags allgemein moniert wurde, salutierte dieser Tölpel in seiner kriegerischen Begeisterung, was gänzlich unpassend war. Er war schließlich nur Zivilist. Blaskapelle, Honoratioren und Bevölkerung nahmen jetzt feierlich Aufstellung, während die Offiziere des Regiments in der erwarteten, tadellosen Haltung als letzte den Zug bestiegen. Der Kommandant, Gerdas Mann, brüllte Unverständliches von Ehre, Gott, Kaiser und Vaterland, wovon er ebenso gerührt war wie seine

Zuhörer. Niemand zweifelte daran, daß dieser Feldzug sehr bald ein ruhmreiches Ende nehmen würde.

Der Zug dampfte und zischte, er würde sich jeden Augenblick in Bewegung setzen. Da löste sich Leutnant Ossi von seinen Kameraden, eilte mit raschen Schritten auf die Gruppe seines Obersten zu, bei der auch Malvine Sartori stand. Sie hatte sich in der Zwischenzeit überlegt, daß sie Ossi, falls es sich zwanglos ergab, die schneeweiße Nelke aus dem Revers ihres weißen Seidenkostüms überreichen wollte. Zum Abschied. Wieder eine Blume, diesmal jedoch eine echte …

Was aber nun geschah, war unerhört: Ossi Held trat auf sie zu und drückte ihr vor aller Augen mit weichen, ein wenig trockenen Lippen einen Kuß auf die Hand und dann ganz schnell einen auf die Wange. Dann sprang er auf den langsam anrollenden Zug auf.

Malvine stand auf dem sonnenüberfluteten Bahnsteig allein in der Menschenmenge.

Tschippendorf 1914

Am dritten September erreichte Michael Held, den Pfarrer von Tschippendorf, ungarisch Csepan, einem kleinen Marktflecken unweit von Bistritz in Nordsiebenbürgen, folgender ausführlicher Brief seines Sohnes Ossi, der bei Rohatin und Delatin an der galizischen Front gegen die mit fünfzehn Corps ins Gebiet der Habsburger Monarchie eingebrochenen Russen kämpfte:

»Mein lieber Vater! Ich habe drei Gefechte und eine Schlacht mitgemacht, ich habe mannhaft im heftigsten Feuer ausgehalten. Ich habe keinen Moment den Tod gefürchtet, das heißt, keine Zeit gehabt, daran zu denken. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, das normale Denken und Fühlen wird ausgeschaltet. Man stürmt über Leichen, man sieht den Kameraden fallen. Tod und Verderben und kein Mitleid, kein Gefühl. Ich verstehe das nicht, und dennoch ist es so. Grausam ist der Krieg! Unser Batallion sollte seinen Gefechtsraum einnehmen – wir kämpften am rechten Flügel. Tags zuvor hatten wir einen heftigen Angriff der Russen zurückgeschlagen, darauf in der Nacht eine Attacke abgewehrt, da bekamen wir den Befehl, unsere vorgeschobene Stellung zu räumen, nachdem ein dreimal stärkerer Feind, als wir es waren, heranrückte. Wir sollten über Rohatin nach Babykov anschließen. Unser Train war in den Händen des Feindes, und wir mußten uns von Feldfrüchten ernähren. Wir kamen ganz erschöpft in den Kampf. Die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Im Anmarsch wurden wir von Artillerie in der Flanke erwischt. Zweiunddreißig Granaten sausten in das Batallion, im Nu war's gesprengt. Ich sprang mit meinem Major vorwärts in ein Kartoffelfeld, befahl die erste Compagnie in die

Schwarmlinie, und nun sausten die Maschinengewehrgeschosse über unsere Köpfe, wie eine Sense fegten sie die Reihen nieder. Die Infanteriegeschosse schwirrten durch die Luft wie Mücken. Mein Major und sechs Offiziere fallen, ich kehre mich und sehe, wie eine Compagnie, vom Artilleriefeuer derart moralisch hergenommen, durchgeht. Ich springe im heftigen Kugelregen auf und brülle: Batallion vierundsechzig, *după mine!* Mir nach!

In dem Moment zwei Granaten, ich spüre einen Schlag ins Gesicht, bald den zweiten in der Seite und flieg an die zwanzig Meter in einen Graben, mein Säbel samt Kuppel weggerissen, und bleib ohnmächtig liegen. Ein Schrapnell, eine Granate nach der anderen platzt, Erde, Geröll fliegt auf mich. Ich will aufstehen, doch meine Füße versagen den Dienst. Ich bleibe nun sechs Stunden liegen, mich dünken sie eine Ewigkeit. Truppen rückten vor, Geschosse aller Art schlugen über mich. Wir waren von drei Seiten im Feuer. Ich mußte mitansehen, wie zwei Batterien, ein Geschütz nach dem anderen, vernichtet wurden, und verstummte. Angeschossene Pferde rasten herum, der Hilfsplatz wurde zusammengeschossen. Kurz – Tod und Verderben.

Das Feuer wurde schwächer, wir zogen uns fluchtartig zurück, alles lief … Ich lag noch immer im Graben. Dreimal setzte ich den Revolver an, ich wollte lieber sterben, als in Gefangenschaft. Ich dachte an meinen Vater, an meine Lieben, die weißlichgrauen Mützen der Russen vierhundert Meter vor mir … Ich raffte mich auf und schleppte mich im Graben weiter. Die Sonne war untergegangen, das Abendrot leuchtete. Wohin soll ich?

Nach Westen, in Richtung der Truppen, in Richtung unserer Heimat? Ich verließ den Graben. Nun erst begann meine Verfolgung. Ein Schuß nach dem anderen sauste nieder, neben mir, vor mir, hinter mir. Ich suchte Deckung hinter einem Strohhau-

fen, da krachte Schrapnell hernieder, ich schleppte mich weiter, warf mich in ein Kartoffelfeld, doch auch hier wurde ich bemerkt und fortgeschossen …

Ich werde mich kurz fassen: Mindestens dreihundert Schüsse sandten mir die Kerle nach, doch das Schicksal war mir günstig. Endlich, nach beiläufig tausend Schritten, war ich außer dem feindlichen Feuerbereich und sank erschöpft nieder. Eine Sanitätspatrouille von der ungarischen »Honwed« nahm mich auf, und in der Frühe erwachte ich in Chodorov, fünfundzwanzig Kilometer vom Schlachtfeld entfernt, wohin sich auch die anderen Truppen zurückgezogen hatten. Der Arzt konstatierte Gehirnerschütterung und Nervenschock, und ich bekam einen vierwöchigen Urlaub. In Broos wurde ich von einer sehr reichen Familie Fritz Sartori aufgenommen und gepflegt. Ich fühle mich soweit wohl, daß ich mich wieder zum Dienst gemeldet habe. Ich mußte dies thun, weil niemand da, der sich im Maschinengewehrswesen auskennt.

Ich bin vollständig abgebrannt – meine ganze Bagage verloren, mein Pferd erschossen, sämtliche Monturen verloren, nicht einmal ein Hemd mehr, doch moralisch nicht gebrochen. So Gott will, werden wir zum Schlusse doch siegen. Bitte schreibe an Frau Pepi Sartori. Frau und Tochter behandelten mich wie ihren eigenen Sohn.«

Der alte Pfarrer Held hatte den Feldpostbrief in seiner Amtsstube stehend gelesen. Jetzt hielt es ihn nicht länger im Haus, er mußte ins Freie. Ihm war übel und schwindelig vor Aufregung. »Tod und Verderben« hatte der Bub geschrieben. Er kannte jetzt also das wahre Gesicht des Krieges. Und er hatte überlebt! Aber wie lange noch? Pfarrer Held, ein kräftiger, großer Mann mit bedächtigen und etwas schwerfälligen Bewegungen, dessen gütigem, fast rechteckigen Gesicht ein dichter graumelierter